

Sabrina Männel, Lars Hanßmann:

Zeitzeugenbericht von Louise Hermanová im Mai 2003 im Rahmen eines Seminars an der Fachhochschule Oldenburg/Ostfriesland/Wilhelmshaven, Standort Emden; Fachbereich Sozialwesen,

Seminarleiter: Prof. Siegfried Sommer

L. Hermanová: „Zu Beginn will ich voraussetzend sagen, dass ich solche Gespräche schon öfters gemacht habe und ich könnte das auch nicht tun, wenn ich heute nicht ausgeglichen wäre und es schon einigermaßen verarbeitet hätte. Ich habe keinen Hass und keine Rachegefühle und deshalb wünsche ich mir sehr, dass Sie mich auch so aufnehmen.“

Zur Sache: Ich habe nach meinem Schulabschluss die Montessori-Schule absolviert und konnte als Jüdin dann nicht mehr im öffentlichen Dienst als Kindergärtnerin arbeiten und habe dann in verschiedenen Familien privat gearbeitet, die sich das noch leisten konnten. Nach und nach sind die Leute jedoch emigriert.

Ich bin in einer - wie man es so schön sagt - gutbürgerlichen Familie aufgewachsen. Meine Eltern hatten ein Geschäft, nicht allzu groß, aber doch sehr schön und gut. Das kennt man heute gar nicht mehr - Herrenmode – also solche Sachen trägt man heute nicht mehr... Aber das war keine Konfektionsware, das waren zum Beispiel: Herrenschirme, Handschuhe, Gamaschen, Taschentücher, Manschettenknöpfe. Wahrscheinlich kennen Sie das alle nicht mehr, die Herrenhemden hatten alle so einen kleinen winzigen Stehkragen, hinten war so ein Knopfloch und da war so ein kleines Knöpfchen, da hat man dann so die Kragen gewechselt. Also solche Sachen wie Krawatten, ausgesprochen aber nur Herrenmode.

Meine Mutter ist sehr bald gestorben, sie ist nach dem Ersten Weltkrieg an der Spanischen Grippe gestorben. Ich war erst zweieinhalb Jahre alt. Wir hatten dann Personal, weil mein Vater sich ja nicht um uns kümmern konnte. So bin ich eigentlich mit Personal aufgewachsen und meine Erzieherin hat mir ganz gut getan, sodass doch ein ganz anständiger Mensch aus mir geworden ist.

Dann habe ich mein Studium in Prag aufgenommen und wie schon gesagt, konnte ich dann nicht mehr in einer öffentlichen Einrichtung

arbeiten. Mein ganzes Leben hat sich dann natürlich auch sehr eigenartig entwickelt, weil ich dann auch nur noch von jüdischen Familien aufgenommen wurde. Viele von diesen Familien sind dann emigriert, die Willen und die Möglichkeit dazu hatten. So habe ich sehr oft meinen Arbeitsplatz gewechselt. Und die nächste Familie, bei der ich angefangen hatte, ist dann plötzlich ins Konzentrationslager verbracht worden. Das Kind, ich muss es Ihnen leider so sagen, ist mit der Mutter in die Gaskammer gekommen. Der Vater hat überraschenderweise überlebt. Wir haben uns nach dem Krieg noch gesehen und auch getroffen. Er hat wieder geheiratet und ist dann sofort nach Amerika emigriert. Sie hatten eine Textilfabrik in Prag, die heute noch existiert. Wenn er wieder in die Tschechische Republik zurück gekehrt wäre, hätte er sie zurückbekommen. Heute lebt er nicht mehr. Also im April 1942 bin ich dann nach Theresienstadt gekommen, wo mein Vater bereits war, nachdem er vorher Brünn bereits verlassen hatte.“

S. Sommer: „Um das noch einmal biographisch und altersmäßig herauszustellen, 1942 - zum Zeitpunkt der Deportation - war Frau Louise Hermanová 26 Jahre alt.“

L. Hermanová: „Zur Situation um 1942 möchte ich noch kurz etwas nachtragen. Die vorletzte Familie, bei der ich arbeitete, ist auch nach England emigriert. Sie hatten auch eine Fabrik in Prag. Es war damals etwas ganz Neues, ein ‚Hit‘: eine Reißverschlusszeugung. Als Fabrikant hat er sehr viel ins Ausland exportiert und dadurch wahrscheinlich auch besondere Informationen über die politische Situation erhalten. Er hat sukzessive seine Maschinen auseinander nehmen lassen und sie in ganz kleinen Kisten verpackt nach England geschickt. Dort konnte er dann natürlich mit Hilfe seiner Geschäftspartnern sofort wieder produzieren. Wahrscheinlich hatte er auch Kapital rausschaffen können. Damals 1938 und früher noch waren Reißverschlüsse etwas total Neues. Das kannte man überhaupt nicht, das war eine phantastische Sache. Und diese Familie wollte, dass ich mit Ihnen mitgehe. Die wollten mich wirklich nach England mitnehmen.“

Ich hatte zu meinem Vater - den ich abgöttisch geliebt habe – ein sehr enges Verhältnis. Das kam auch dadurch, weil ich keine Mutter mehr hatte. Ich bin dann – wie bereits gesagt - nach Theresienstadt gekommen, wo mein Vater dann mit diesem Zug, mit dem ich nach Theresienstadt gekommen bin, nach Osten, nach Auschwitz, abtransportiert worden ist. Ich habe ihn nie wieder gesehen. Er hatte eine schwere Lungenentzündung. Man hat ihn direkt vom Bett aus in den Waggon geschafft. Die Krankenschwester, bei der ich mich nach ihm erkundigte, sagte mir, dass er hohes Fieber gehabt habe. So konnte er den Transport wohl kaum überstehen. Und dann ist natürlich für mich eine Welt zusammengebrochen, denn der eigentliche Hauptgrund, warum ich nicht nach England mitgegangen bin, war der Wunsch, meinen Vater wiederzusehen. Ich war jung und dachte, ich könnte meinem Vater in Theresienstadt helfen. Man hatte ja damals noch Ideale und auch noch keine Vorstellung davon gehabt, was noch alles auf uns zukommen sollte.

So, ich will es kurz machen, mit der Zeit hat man in Theresienstadt ein Jugendzentrum eingerichtet. Es gab dort einen deutschen jungen Mann aus Aachen. Vielleicht hat jemand schon von Ihnen etwas von ihm gehört oder gelesen; ein Buch über ihn ist auch in deutscher Sprache herausgekommen. Sein Name ist Fredy Hirsch. Er hatte die Hochschule für Körperkultur in Deutschland absolviert. Und als Hitler dann kam, ist er nach Prag emigriert. Er hat sich dort sogleich um die jüdische Jugend gekümmert und war sehr sportbegeistert. Wir durften ja damals in keine Badeanlagen oder auf Sportplätze, nichts. Das heißt, am zentralen jüdischen Friedhof in Prag hatte man ersatzweise ‚Sportplätze‘ und ‚Kinderspielplätze‘ eingerichtet und so weiter. Das war die einzige Möglichkeit, für die jüdische Jugend, sich dort am Friedhof zu treffen. Wenn ich heute darüber nachdenke, wie die kleinen Kinder in den Sandkästen zwischen den Gräbern spielten... Ich habe also Fredy Hirsch dort schon kennen gelernt. Und als ich dann nach Theresienstadt kam, war er schon da und hatte sich dort schon sehr nützlich gemacht.

Als er mich dann in Theresienstadt wiedersah, war er überglücklich. Es war damals gar nicht üblich, dass ein jüdisches Mädchen oder überhaupt Frauen einen Beruf hatten. Meine Montessori-Ausbildung hat mir sehr geholfen. Fredy Hirsch hat mich sofort angesprochen, ob

ich eine Arbeit mit den Kindern machen möchte. Es musste sich ja jemand um die Kinder kümmern, auch in Theresienstadt und auch in Auschwitz, wo ich später hinkam. Ihm bin ich in besonderer Weise sehr dankbar. Und das hat auch wahrscheinlich viel dazu beigetragen, dass ich diese Zeit irgendwie besser überstanden habe.

Er hat es leider nicht überlebt.

Die Zeit im Ghetto einigermaßen auszuhalten, war nämlich erstens eine Frage der Arbeit. Dadurch dass wir mit den Kindern zusammen waren, hatten wir nicht jede Minute diese schrecklichen Zustände zu ertragen, wo die Leute auf der Erde herumlagen, alte Leute, die schon gestorben waren. Wir hatten da die Kinder und das war psychologisch natürlich für uns schon ein sehr großes Plus und so war ich insgesamt ein und ein dreiviertel Jahr in Theresienstadt.“

S. Sommer: „Normal war es also so, dass ein Transport, der nach Theresienstadt kam, für ein viertel Jahr dort war und nach Ablauf dieser Zeit weiter nach Auschwitz deportiert wurde. Wie kam es nun dazu, dass Du, Liesel, länger als ein viertel Jahr in Theresienstadt sein konntest?“

L. Hermanová: „Das kam, weil ich dort gearbeitet habe und Fredy Hirsch sich sehr um mich gekümmert hat. Ich war eben eine der Wenigen, die eine Fachausbildung hatte. Es waren aber auch noch viele Lehrer und junge Studenten dort. Man hat uns damals ‚Betreuer‘ genannt, denn offiziell durften wir eigentlich gar nicht pädagogisch arbeiten. Wir hatten auch gar kein Material dafür. So etwas ist erst später in Theresienstadt aufgekommen, als – wie man dann so schön gesagt hat: ‚Hitler den Juden eine Stadt schenkte‘ – eine internationale Delegation des Roten Kreuzes kam. Dann hat man mehr oder weniger offiziell einige Sachen nach Theresienstadt gebracht.

Es waren herausragende Kapazitäten unter den ‚Internierten‘. Es waren Künstler da, es waren berühmte Dirigenten. Und solche Leute gab es aus jedem Gebiet, einfach Spitzengelehrte, Professoren und es hat sich dann in Theresienstadt auch ein sehr gutes und schönes Klima entwickelt. Diese Leute haben ihre Fähigkeiten und Kenntnisse nicht für sich behalten, sie haben sie auch den jungen Leuten weitergegeben. Wer nach seiner Arbeit sich noch irgendwie weiterbilden

wollte, hatte eigentlich die Möglichkeit. Es gab aber auch viele, die nur auf das wenige Essen eingestellt waren, die einfach nur noch Hunger hatten. Es gab ja nicht genügend.

Trotz allem war es in Theresienstadt im Vergleich zu dem, was nachher an Unvorstellbarem kam, irgendwie erträglich. Es ist vielleicht ironisch, wenn ich jetzt das sage: aber Theresienstadt und Auschwitz sind nicht vergleichbar, denn in Theresienstadt konnte man wirklich - wenn man gearbeitet hat – doch irgendwie überleben, in Auschwitz war das kaum möglich.“

S. Sommer: „ War es nicht auch so, dass der Ghettopolizist Dich als seine Frau geführt hat?“

L. Hermanová: „Das wollt ich gerade noch sagen. Einmal vierteljährlich durften die Ghettoinsassen offiziell Post schicken, eine Grußkarte zum Beispiel. Aber sie durften ja sowieso nichts schreiben, was tatsächlich dort geschah. Sie mussten ja schreiben, dass es ihnen gut gehe. Ich bekam von meinem Vater eine solche Karte. Und da schrieb er dann, er sei zwar momentan auf einer Krankenstube, aber es gehe ihm gut. Nur, ich hab gesehen, dass es nicht die Schrift meines Vaters war. Das machte mir sofort klar, dass es ihm nicht so gut geht, wie er schreibt. Ich dachte, dass es ihm sehr schlecht gehen müsse, wenn er selbst nicht einmal mehr schreiben kann. Offensichtlich hat irgendjemand, vielleicht die Schwester, oder irgend ein anderer Patient für ihn die Karte geschrieben.

Und da war ich eigentlich ganz froh - damals hat man das nachts ausgetragen – als meine Einberufung in den Transport kam... Viele haben sich bemüht, dann irgendwie über persönliche Kontakte und so, von dem Transport gestrichen zu werden. Auch das war möglich, solche Änderungen haben nicht die Deutschen gemacht, diese haben nur den ‚Befehl‘ an die Jüdische Kultusgemeinde gegeben. So und so viele Leute haben da zu sein und nach Theresienstadt zu gehen... Wenn man Kontakte zur Kultusgemeinde hatte, war es auch möglich, jemand anderen für sich dort hinein schreiben zu lassen. Die Kultusgemeinde hatte eine Kartei - das alles war möglich und ist geschehen. Ich hatte kein Interesse daran und bin also in den Transport gekommen.

Theresienstadt - ich weiß nicht, wer von ihnen schon einmal da war - ist eine Garnisonsstadt und dort befand sich nur ganz wenig Zivilbevölkerung. Diese wurde nun ausgesiedelt und in alle Privathäuser - in kleine und große - außer in den Kasernen, auch in Privatwohnungen wurden nun die neu ankommenden Juden eingewiesen. Als ich nun in Theresienstadt ankam, war noch Zivilbevölkerung da und deshalb durften wir uns dort auch nicht ‚frei‘ bewegen. Wir mussten ‚Obligationen‘ aushalten, wie man das damals so schön gesagt hat.

Jetzt bin ich, als wir nun angekommen sind - wir hatten ja konkret keine Ahnung – zunächst in der sogenannten ‚Schleuse‘ gelandet. Das heißt, dort wurden die Leute – eben angekommen - entweder herausgeholt oder gleich mit dem gleichen Zug ‚nach Osten‘ weitergeschickt. Nur einige wenige waren darüber genauer informiert, weil beispielsweise ihre Söhne mit den ersten AK-Transporten (Aufbaukommando) schon da waren. Die allerersten Transporte sind übrigens aus Brünn losgegangen. Die mussten dann die Kasernen für die Aufnahme der jüdischen Transporte von überall her vorbereiten. Bis auf die privaten Häuser waren schon überall Stockbetten aufgestellt. Und jetzt war ich irgendwo in einem Kellerraum mit 500 Leuten. Ich wollte natürlich als erstes wissen, wie es meinem Vater geht. So bin ich aus dem Raum einfach herausgegangen, obwohl wir die Anweisung erhielten, die Schleuse nicht zu verlassen. Auf dem Korridor habe ich jemanden getroffen und gleich nach der Hoheneiber Kaserne gefragt. Diese Adresse war auf der Karte meines Vaters als Absender angegeben. Er hat mich groß angeguckt und gesagt: ‚Sie sind in der Hoheneiber Kaserne!‘. Und sofort bin ich in die Krankenstube auf die Krankenschwester zugegangen. Diese konnte mir nur noch berichten, dass mein Vater heute früh auf den Transport gegangen sei. Das war für mich ein sehr großer Schlag und ganz benommen bin ich in diesen Kellerraum zurückgegangen.

Da der Transport, mit dem ich gekommen war, zusätzlich ein Straftransport war, hat man uns das wenige, was wir mitnehmen durften, sofort abgenommen. Ich hatte nur noch meinen Rucksack bei mir. Voller Not und Verzweiflung habe ich mich dort einfach auf den harten Betonfußboden gelegt, meinen Mantel über mich gezogen und bitterlich geweint. Alle meine Hoffnungen und Wünsche hatten sich

zerschlagen, irgendwie war plötzlich alles weg. Ich wusste zwar, dass auch mein Bruder noch im Ghetto war, aber mein Vater war halt für mich alles, wirklich alles. Ich sah keine Perspektive mehr, mir war alles egal.

Plötzlich hörte ich um mich herum ein schreckliches Geschrei und Getöse und alle möglichen Stimmen, doch ich war unter meinem Mantel und mich hat einfach nichts mehr interessiert. Und als es dann plötzlich wieder still geworden war, bin ich aus meinem Mantel hervorgekrabbelt. Nur noch vier oder fünf Leute waren zu sehen. Es war immer noch sehr still, ich hab mich immer noch schrecklich gefühlt. Als ich mich so aufgesetzt habe, sah ich auf meinen Mantel so einen schmalen Streifen liegen. Auf diesem Streifen stand eine weitere Nummer und mein Name. Das heißt, die Leute, die mit mir angekommen sind - bis auf diese fünf - sind alle weiter ‚nach Osten‘, verbracht worden. Jetzt war ich ein bisschen nervös, da ich nicht wusste, was los ist. Und so bin ich aufgestanden, zu den Leuten hingegangen und habe nachgefragt. Sie haben mir gesagt, dass sie einen Sohn im ‚AK‘ hätten. Bis dahin hatte ich noch keine Ahnung gehabt, was damit gemeint ist. Sie haben mir dann erklärt, dass die nahen Angehörigen von AK-Mitgliedern geschützt seien. Weil diese Leute die schwierige Aufgabe der Lagervorbereitung durchgeführt hätten, habe man ihnen versprochen, dass ihre Familien in Theresienstadt bleiben und nicht weitergeschickt würden.

Jetzt war mir erst richtig klar geworden, was die Zugehörigkeit meines Bruders zu einem AK-Kommando bedeutete. Er war einer der ersten, der aus Brünn gehen musste - das war im Oktober 1941. Er war zu diesem Zeitpunkt schon verheiratet und hatte einen dreijährigen Sohn. Jetzt habe ich schnell überlegt, was zu tun sei. Ich wusste überhaupt nicht, was aus mir werden würde. Ich war irgendwie ‚überflüssig‘, da ich ja eigentlich mit dem Transport hätte weiterfahren sollen.

Plötzlich ging die Tür auf, ein junger Mann in ‚Theresienstädter Polizeiuniform‘ kam herein - die hatten so hohe Mützen mit gelben Streifen - und guckt mich an. Diesen Mann – so erinnerte ich mich - hatte ich vor einiger Zeit in Prag kennen gelernt. Es war ein junger Mann, der bei Bekannten von mir - die eine kleine Fabrik zur Miedererzeugung von Damenkorsettage hatten – als Zuschneider arbeitete. Er

war ungarischer Staatsbürger. Vor dem Krieg waren die Ungarn in der Schuherzeugung und Miederwarenherstellung sehr bekannt. Und meine Freundin hat dort in der Familie als Erzieherin gearbeitet. Die Chefin hatte mich einmal eingeladen und ihn mir vorgestellt.

Er sprach mich jetzt an: ‚Was machen Sie den hier?‘. Ich antwortete: ‚Ja, das ist eine gute Frage.‘ Ich habe ihm dann kurz gesagt, dass mein Vater heute morgen abtransportiert worden sei, dass ich aber meinen Bruder hier hätte. Ich wisse aber nicht, wo er sei. ‚Die Männer‘ – sagte er – ‚sind fast alle in der Sudetenkaserne. Wollen Sie, dass ich ihn kontaktiere? Wenn sie wollen, gehe ich hin.‘

Als Ghettopolizist konnte er sich frei bewegen, das habe ich damals ja alles gar nicht gewusst. Handwerker, Ärzte und die Ghettopolizei konnten sich zu dieser Zeit ‚frei‘ bewegen. Erst als im Juli, als die Zivilbevölkerung weg war, durften auch wir uns offener bewegen. Die Nazis wollten nicht, dass wir Kontakte mit der Zivilbevölkerung aufnehmen, deswegen hatten wir auch Ausgehverbot. Dann ist er weg, nach einer Weile kam er mit meinem Bruder zurück. Der wusste noch nicht, dass unser Vater am Morgen abtransportiert worden war. Er hätte wahrscheinlich auch was unternehmen können, wenn er es rechtzeitig gewusst hätte. Aber es ist scheinbar so schnell gegangen. Aber das war auch so eine besondere Sache, scheinbar ist jemand anders aus dem Transport in der Frühe herausreklamiert worden, der ‚Kontakte‘ hatte. Und die Zahl der Deportierten musste immer stimmen. So hat man vermutlich meinen Vater, von dem man annahm, dass er sowieso bald sterben würde, schnell noch da hinein gesteckt. Bevor der mir als Person bekannte Ghettopolizist meinen Bruder holen gegangen ist, sprach er mich an: ‚Ja, wissen Sie, Sie haben doch niemanden hier und ihr Bruder hat schon eine Familie.‘ Damit könne er mich nicht auch noch schützen. Seine Frau und sein Kind seien als Angehörige auf seiner Karteikarte eingetragen. Und er sprach weiter: ‚Wissen sie, ich bin allein hier und wenn Sie wollen, kann ich Sie mit auf meine Karteikarte nehmen.‘ Ich hatte natürlich keine Ahnung davon gehabt, was das alles bedeutet. Als mein Bruder dann kam, habe ich ihm das mitgeteilt: ‚Du, er hat mir angeboten, mich auf seiner Karteikarte als seine Angehörige eintragen zu lassen; aber ich kenne ihn doch fast nicht. Wir haben uns zweimal kurz getroffen, beim Kaffee bei Bekannten.‘ ‚Na, so einfach wird das auch nicht sein,

ich denke, dass Du ihn dann heiraten musst. Und wenn es auch nur eine Scheinehe ist. Aber ansonsten geht das gar nicht.', so die Antwort meines Bruders. Was sollte ich bloß tun? Natürlich bin ich erstmal zurückgezuckt, ich hatte ja doch meine große Studentenliebe. - Ich war auch mal jung, nicht wahr? - Und das war dann doch wie ein Schlag ins Gesicht. Ich hatte natürlich noch wenig Ahnung vom Leben, und jetzt sollte ich mich als so junger Mensch mit solchen Plänen und Vorstellungen abgeben, plötzlich einen praktisch fremden Menschen zu heiraten. Sie mögen es glauben oder nicht, die zwei jungen Männer haben das dann ohne mich miteinander irgendwie abgesprochen. Kurz und gut: Dieser junge Mann hat mich wirklich mit auf seine Karteikarte genommen. Er war so hochanständig - ich sage das heute noch als alte Frau und hätte das auch damals gesagt. Es ist überhaupt nichts zwischen uns passiert. Er war so hochanständig, dass er nie was von mir verlangt hat. Er ist mich ab und zu besuchen gekommen - auch als ich schon mit den Kindern arbeitete - und hat sich immer ein wenig lustig über mich gemacht.

Wir waren sechs Personen auf dem Zimmer - wir hatten dieses Privilegium. Im ungefähr acht Quadratmeter großen Raum standen zwei Stockbetten, jeweils für drei Personen. Er ist also ab und zu gekommen und hat sich immer lustig gemacht mit den Worten: ‚Ich habe so eine phantastische Partie gemacht, ich hab auch noch nicht mal einen Kuss gekriegt.‘ Das wurde damals hoch bezahlt. Ich hatte ja keine Ahnung. Mit Gold, Geld, mit Zigaretten, mit Brot, mit allem Möglichen, mit ständiger Brotzuteilung und so weiter. Und ich hätte ja auch nichts gehabt, nicht einmal die paar Sachen, die ich mitgenommen hatte, ja, und so ist es für mich dann doch eigentlich ganz gut gelaufen.

Mein Bruder ist leider zwei Monate später selbst in den Transport gekommen, obwohl er AK war. Ein dreiviertel Jahr - fast ein Jahr - ist es ihm gelungen, in Theresienstadt zu bleiben und dann haben sie ihn – obwohl sie ihm versprochen hatten, dass er geschützt sei - in den Transport geschickt. Er wollte noch, dass ich mich freiwillig für diesen Transport melde, damit wir wenigstens zusammen bleiben könnten. Wissen Sie, auch dadurch, dass wir keine Mutter hatten, war auch das Verhältnis zu meinem Bruder sehr, sehr eng, *sehr eng*. Er hat mich abgöttisch geliebt, ich war immer die kleine Schwester für

ihn und er musste mich immer beschützen und so weiter - was ja auch nicht immer zwischen Geschwistern so ist. Und ich hab gesagt: ‚Sei mir nicht böse, aber Du hast Deine Frau und Dein Kind. Und Du weißt nicht, was auf Dich zukommt und dass Du Dir mal Vorwürfe machst, dass Du mich da irgendwohin überredet hast und jetzt kannst Du dein Versprechen nicht einhalten‘, denn als Zahnarzt hätte er in Theresienstadt auch noch arbeiten können, weil Zähne hat halt jeder zu behandeln hat und irgendwann brauchen die auch immer eine Reparatur. Also ist es ihm verhältnismäßig gut gegangen. Die Leute hatten zwar kein Geld zum Bezahlen, aber fürs Kind fiel immer mal was ab.... Sie dürfen nicht vergessen, Theresienstadt ist ungefähr vierzig Kilometer von Prag entfernt und da wurde immer wieder irgend etwas eingeschmuggelt. Und einmal hat er was fürs Kind bekommen und dann wieder mal was anderes. Es ist ihm verhältnismäßig gut gegangen, dadurch, dass er die Sache da gemacht hat. Auch die Gendarmerieposten am Lagertor haben was mit rein gebracht ins Ghetto. Kurz und gut, da hab ich nein gesagt, ich hab mir vorgenommen, ich mach nichts mehr freiwillig. Was kommt, das kommt, aber freiwillig gehe ich nicht. Und ich möchte mir dann auch keine Vorwürfe machen, dass ich ihm zur Last falle und so weiter. So, mein Bruder ist mit seiner Familie weggegangen und ich bin nun allein in Theresienstadt zurück geblieben.

Im Dezember 1943 war es dann auch für mich soweit, dann musste ich in den Transport ‚nach Osten‘.“

S. Sommer: „Wie kam es dazu - wenn Du das berichten könntest - denn Du warst ja auf der Karteikarte des Ghettopolizisten vor dem Abtransport geschützt?“

L. Hermanová: „Ja, jetzt war ich auf der Karteikarte und eines Tages kam dieser junge Mann zu mir und sagte: ‚Du, sei mir nicht böse, aber ich möchte da ganz fair-play sein, ich habe ein Mädchen kennen gelernt und wir mögen uns sehr und ich kann nicht zwei Frauen auf meiner Karteikarte haben, ich kann nicht zweimal verheiratet sein.‘ ‚Verheiratet‘ war ich nur auf dem Papier, es ist Gras drüber gewachsen und es hat sich nie mehr jemand darum gekümmert. Und dann

kamen die bedeutsamen Worte: ‚Aber ich möchte Dir sagen, ich muss Dich von meiner Karteikarte streichen lassen.‘

‚Ich möchte die Klara da hinschreiben lassen.‘ Was sollte ich sagen?

‚Ja klar, selbstverständlich!‘ Da hatte ich schon wieder irgendwie Boden unter den Füßen und ich hatte ja auch meine eigenen Bekannten und so weiter. Und ich war ja auch dort in diesem Kinderheim. Dieser Bekannte war - das habe ich Ihnen noch nicht berichtet - als dann die letzte Zivilbevölkerung Theresienstadt verlassen musste und die Ghettopolizei reduziert wurde, in der Küche eine Arbeit als Chefkoch bekommen. Und da hatte ich es auch ganz gut. Ich musste immer das Essen für unsere Kinder holen gehen. Wir hatten dafür solche riesigen Eimer. Und da haben meine Kolleginnen natürlich immer gesagt: ‚Liesel, Du musst gehen, Du kriegst mehr.‘ Er war bei der Ausgabe und hatte für mich immer ein bisschen mehr Brot oder ein bisschen mehr Knödel, zusätzlich zwei bis drei Schöpflöffel Suppe mehr. Das waren zwar kleine, aber sehr, sehr wichtige Vorteile

Ja und dann hat jemand einen Karton Margarine aus dem Lager in dieser Küche gestohlen. Er war der Chefkoch und er hatte die Verantwortung dafür und musste nun mit diesem Mädchen - das er jetzt an meiner Stelle auf der Karteikarte eingetragen hatte - in einen Straftransport gehen, ungefähr sechs Wochen später. Wär’ ich noch da gewesen, wäre ich mit ihm gegangen. Er hat nicht überlebt.

Der erste Transport, der aus Theresienstadt mit jungen Leuten nach Osten gegangen ist, war im September 1943. Der nächste ist am 18. Dezember gegangen und da war ich dann drin. Im Septembertransport war Fredy Hirsch - komischerweise. Und in Auschwitz haben wir uns im Dezember nach meiner Ankunft wieder getroffen.“

S. Sommer: „...um es noch einmal zusammenzufassen: durch die Hochzeit des Bekannten mit einer anderen jungen Frau wurde Frau Hermanova von der Karteikarte gestrichen. Kurze Zeit später wurde das junge Paar dann im Zusammenhang mit dem Diebstahl nach Auschwitz transportiert.“

L. Hermanová: „In einem ‚Straftransport‘.“

S. Sommer: „Sechs Wochen später kommt Frau Hermanová in Auschwitz an und das junge Paar ist schon nicht mehr am Leben. Ich wollte nur noch einmal den besonderen ‚Zufall des Überlebens‘ verdeutlichen.“

L. Hermanová: „Es waren irrsinnig viele Zufälle. Schon das, als ich bei meiner Ankunft in der Schleuse unter meinem Mantel gelegen habe... Die haben wahrscheinlich geglaubt, ich sei tot, oder was, weil ich mich einfach nicht gerührt habe. Die haben geschrien: ‚Antreten, antreten! Los, los, los!‘ Ich hab halt mich um gar nichts gekümmert. Es war ein solcher Schock für mich, dass mein Vater plötzlich so weg ist. Man hatte mir ja gesagt, dass er wahrscheinlich nicht einmal den Transport überstehen kann, da in so einem schlechten gesundheitlichen Zustand war. Er war 56 Jahre alt, was heute zwar kein so hohes Alter ist, aber wenn man halt krank und schwach ist und in so einer Situation... Und es war ein schrecklicher Schock, natürlich... Wenn ich da aber normal wie alle anderen herumgestanden oder herumgesehen hätte in diesem Kellerraum, dann wäre ich ganz normal mit ihnen mitgegangen. Also das war schon der erste Zufall, dass ich mich einfach nicht gerührt hab.“

Und das zweite Mal war es da mit der bereits beschriebenen Austragung von der Karteikarte des Ghettopolizisten ein solcher Zufall.

Und das dritte Mal war es eigentlich in Auschwitz. Fredy Hirsch - der schon drei Monate da war - war es wieder gelungen, dass er eine Baracke zugeteilt bekommen hat. Er war Deutscher - wissen Sie und das muss ich immer wieder betonen - er war eigentlich das konträre Bild - wie soll ich es Ihnen sagen - eines jüdischen jungen Mannes, was sich die Deutschen darunter so vorgestellt hatten. Er war ein sehr attraktiver, körperlich fantastisch - wie soll ich sagen - mit einem ausgearbeiteten Körper, weil er eben sehr viel Sport gemacht hatte und Sport sein großes Hobby war. Und so stand er immer aufrecht und stramm da und hat irgendwie einen guten Faden zu der SS gefunden. Er war halt auch Deutscher und hat dagestanden, immer tip-top geschniegelt und gekämmt, sauber und so eine ‚preußische Art‘ gehabt. Und das hat ihnen - der SS - irgendwie imponiert. Und dadurch ist es ihm gelungen, dass er sehr, sehr viele Erleichterungen für uns durchsetzen konnte - für die Jugend und für die Kinder un-

sagbar viel. Und, ich kann es bis heute nicht verkraften - das muss ich eingestehen - dass gerade er, der sich so eingesetzt hat für die Kinder, die Jugendlichen und für uns, die Lehrer und Betreuer, dass gerade er es nicht überlebt hat. Und er hätte es überleben können. Er war so ehrenhaft, er war irgendwie das Symbol dafür, ‚wenn Fredy was sagt, dann stimmt das auch, dann ist das wahr‘.

Als wir nach Auschwitz kamen, wussten wir nicht, dass Gas kam. Wir sind - wie soll ich sagen – sehr vertrauensvoll in diese Duschräume gegangen, die gleichzeitig auch für das Gas bestimmt waren. Bei uns ist Wasser runtergekommen. Dann wurden wir auch gleich tätowiert. Ich habe die Nummer - ich habe sie nicht wegmachen lassen - 72708. Als sie dann bei 100.000 waren, haben sie von neuem angefangen und haben ein A vor die Nummer gesetzt. Ein A und einen Bindestrich. Eine Kollegin, eine Freundin von mir, die nun auch in Budweis lebt, hat schon ein solches A.

Na, und die Ankunft in Auschwitz war ungefähr so: Wir waren wohl drei Tage unterwegs, bei ungefähr 25 Grad unter Null, kurz vor Weihnachten. Als wir aus den Waggons getrieben wurden, das geschah immer zu nächtlicher Zeit: Scheinwerfer, Geheule und Unken und so weiter. Wir hatten den Vorteil, dass wir noch jung waren, wir konnten zum Beispiel vom Waggon herunter springen. Wenn ich denke, dass ich heute herunterspringen müsste, wäre es wahrscheinlich schon etwas schwieriger. Und dann waren dort vor allem Polen, die uns da gejagt haben. Ich kann kein Polnisch, aber man versteht doch auch polnisch, vor allem durch die Gestik, die er gemacht hat und die war unmissverständlich. Ich habe so zu ihm gemacht (Gestik des Schulterzuckens) und er hat mir genau so gestisch geantwortet (Gestik Kopf ab).

Nun dann, unter riesigem Getöse wurden wir irgendwo in eine Baracke gejagt und sofort selektiert. Da standen zwei SS-Leute mit Hunden und gaben mit dem Daumen Zeichen: nach rechts oder nach links. Und wir haben damals nicht gewusst, was das bedeutet. Also die, die zur einen Seite gehen mussten, sind sofort alle liquidiert worden, ich muss dieses ‚schöne‘ Wort benutzen, anders kann man es nicht sagen.

Wir wurden dann - insgesamt sechs Frauen – in eine Gruppe ausgesucht und separat von den anderen Menschen in eine besondere Baracke gejagt. Da war kein Mensch zu sehen, nur Stockbetten. Und an der Seite war so ein Podium und da standen Notenständer und Stühle, aber es war leer. Nun, wir hatten ja auch keine Ahnung und dachten, das da irgendjemand Musik spielen würde. Als es dann hell geworden war, ging plötzlich die Tür auf und Fredy Hirsch steht da. Da haben wir gestrahlt, alle. Und er war eine besondere Persönlichkeit, alle jungen Leute haben ihn gekannt, natürlich. Eindringlich redete er auf uns ein: ‚Wir müssen Euch hier sofort wegbringen.‘ Ich fragte: ‚Was ist los?‘ ‚Nein, nein, da könnt ihr nicht bleiben.‘ Es war der sogenannte Vergnügungsblock. Jeden Abend spielte darin die Kapelle und da waren dann auch Frauen zur Verfügung, mit allem, was Sie sich vorstellen können, trotz Rassenschande und allem. Wir haben es eigentlich auch später erst richtig begriffen.

Dank Fredy kamen wir auf einen anderen Block; irgendwie hat er uns in Sicherheit gebracht und eine andere Unterkunft organisiert. Mit meinem Transport waren vor allem Familien gekommen. Die Männer wurden sogleich von den Frauen separiert und die meisten Frauen ebenfalls von ihren Kindern. Fredy Hirsch hatte jedoch eben schon eine Baracke zur Verfügung gehabt, wo die Frauen mit den Kindern hingeschoben wurden - anders kann man das nicht beschreiben. Und er hat es wiederum durchgesetzt, dass die Kinder eine weitere Baracke bekamen. Tagsüber waren nur Kinder beisammen. Die verschiedenen Altersgruppen hatten zusammen in einem Block zu sein, daneben war dann der Block, wo die Mütter waren. Das war auch ein unvorstellbarer Vorteil für uns...

Da waren 500 Leute, da waren Stockbetten - drei Stock hoch - zu sechst. Zu sechst hat man wie in Herden dagelegen. Auf einer Liege waren sechs Personen. Es waren sage und schreibe 500 Menschen in einer Baracke, unvorstellbar. Durch die separate Kinderbaracke waren diese also ein bisschen mehr geschützt, weil sie nicht mit diesen kranken, stöhnenden und alten Leuten beisammen sein mussten. Es hört sich vielleicht komisch an, aber wir waren in Auschwitz ‚Privilegierte in Anführungszeichen‘. Ich weiß nicht - bis heute weiß es kein Mensch, warum – warum es im tschechischen ‚Familienlager‘ eine Besonderheit gab. Wir waren auch die Einzigen, denen nicht die Haa-

re geschoren wurden. Warum, weiß niemand. Wir waren irgendwie wie ein Musterlager und es hat Birkenau B IIb geheißen. Daneben waren die Ungarn und die Zigeuner und danach kamen die ‚Politischen‘. Wir waren also ein Riesenlager, auf einer Seite standen die Männerbaracken und auf der anderen Seite die Frauenbaracken. Dann kam die Lagerstraße. Und oben - an der Seite der Wachstube - standen weitere Baracken so hintereinander. Die Baracken für die Mütter mit Kindern und dann der Kinderblock standen also ganz am Ende. Gegenüber war noch die Latrine und hinter uns der Waschraum.

Fredy Hirsch war es also wieder gelungen, so kleine Vorteile herauszuschlagen. Wir mussten mit den Kindern z. B. nicht draußen Appell stehen. Sie werden es sich kaum vorstellen können, aber es war ein riesiger Vorteil. Es war Winter und 25 bis 28 Grad Kälte und wir durften mit den Kindern etwas geschützter in der Baracke Appell stehen. Das heißt, wenn gepfiffen wurde und die SS-Männer nebenan im Block waren, haben wir die Kinder in Fünferreihen aufgestellt und in zehn Minuten war dann alles vorbei. Bei allen anderen Baracken hatten sie stundenlang zu stehen und das vor der Baracke. Sie durften sich nicht rühren; in Fünferreihen mussten sie warten und warten, bis die SS dann endlich kam.

Die Kinder haben eine etwas bessere Suppe bekommen. Es ist ein unglaubliche Ironie - wissen Sie, das kann man sich heute überhaupt nicht vorstellen - diese Logik oder was das sein sollte, die Kinder haben besseres Essen bekommen und sind dann doch alle in die Gaskammer gekommen. Es hat nicht ein einziges Kind überlebt.

Und wie gesagt, nach ungefähr einem halben Jahr wurde das Lager liquidiert. Das haben wir dann auch erfahren. Länger als ein halbes Jahr durfte niemand in Auschwitz bleiben. Während dieser Zeit sind viele zu verschiedenen Arbeiten herangezogen worden, waren auf Außenkommandos und wer irgendein Handwerk konnte - Elektriker oder Tischler und solche Leute – die waren halt sehr gefragt. Auch im Straßenbau und im Steinbruch waren alle möglichen schweren Arbeiten zu verrichten und auch in der Küche wurde Personal gebraucht. Wir haben also halt so recht und schlecht unsere Arbeit gemacht. Dann kam für uns überraschend eine Kontrolle, das Schweizer Rote

Kreuz besichtigte das Lager oder auch nur einige Baracken - die haben natürlich nichts festgestellt.

Ja, aber zwischendurch muss ich noch etwas nachtragen, was sich in Theresienstadt abspielte, um eine Geschichte zu verstehen, die wiederum in Auschwitz geschah. Es gab in Theresienstadt im Kinderheim einen Mann, der dort direkt wohnte und der so etwas wie ein Hausmeister war. Er hat einfach alles, was anstand, repariert und in Ordnung gebracht. Vorher war er in der tschechoslowakischen Armee ein Berufsoffizier. Ein sehr netter junger Mann. Er wohnte im Block gegenüber dem gemeinsamen Hof. Gegenüber war die ehemalige Knabenschule untergebracht, unser Block war die ehemalige Post. Es gab einen gemeinsamen Hof. Und gleich hinter uns - direkt zum Marktplatz hin - waren das Kinderheim und das Ghettokrankenhaus. In dieser Knabenschule und entlang des Rathauses hat sich zum Großteil das ‚Kulturleben der jungen Leute‘ abgespielt – so weit man davon reden kann - dort waren Musikabende und Vorträge zu hören. Heute ist übrigens - ich weiß nicht, wer von ihnen schon in Theresienstadt war - dort das Ghettomuseum untergebracht. In diesem Hof nun war eine kleine Wohnung und dort hat dieser Slavik gewohnt. Einmal bat er mich, ich solle mitkommen. Ich wusste nicht, was los ist. ‚Naja, komm, hab keine Angst!‘ Wir sind über den Hof gegangen, er öffnete die Tür und sagte: ‚Ja, geh weiter.‘ Ich hatte keine Ahnung, ich hab sehr gezögert, und daraufhin hat er mich von hinten reingeschoben. Dann geht er so vor und macht die Schranktür auf, und ich dachte, ich krieg einen Herzinfarkt. Dort hing eine komplette tschechische Gendarmerieuniform. Die hatten damals so grau-grüne Helme mit Stahleinfassung und Stiefeln. Und ich war da also die Heimleiterin, ich war verantwortlich für alles, was im Heim vorging. Oben stand, dort wo die Hutablage ist, ein Radio. Wir durften jahrelang kein Radio mehr hören. Wir mussten die alle ‚freiwillig‘ abgeben, schon in Prag. Ich guck ihn so an und sage: ‚Du, was machst du da?‘ Und da sagt der doch: ‚Ich fahr jede Woche damit meine Braut besuchen!‘. Er hatte seine Braut in Prag. Ich hab geglaubt, ich übersteh das nicht. ‚Mach dir keine Sorgen, ich schaff das schon.‘ Also, er war Berufsoffizier der tschechoslowakischen Armee und hat die tschechoslowakische Uniform getragen. Er hatte scheinbar irgendeinen Wachmann am Lagertor. Es gab von der Lagerseite her zunächst einen Balken

und dann erst kam die deutsche Kommandantur. An diesem Balken standen zwei tschechische Gendarmerieposten und scheinbar hat er sich mit irgendeinem oder zweien von denen - ich weiß es nicht genau - kontaktiert und die haben ihm die Uniform ins Lager geschafft. Immer - zum Zeitpunkt des Wachenwechsels - ist er mit weggegangen und zurück gekommen. Und nie ist was passiert.

Zufällig kamen wir später im selben Transport im Dezember nach Auschwitz. Dort gab es irgendeines nachts plötzlich einen riesigen Lärm, Scheinwerfer gingen an, die Hunde bellten und wie immer gab's großes Gebrüll: ‚Appell‘ und wir mussten alle raus, um drei Uhr früh, die Situation kann man sich kaum vorstellen und das Ende März. Keiner wusste, was los ist, es war ganz ungewohnt - eigentlich das einzige Mal, wo das nachts war. Vor jeder Baracke hatten die Insassen Appell zu stehen, in Fünferreihen. Ach, da muss ich noch etwas voraussetzen. Wir haben uns seit diesem Dezember - wo wir im gemeinsamen Transport waren - nicht mehr wiedergesehen. Das Lager war verhältnismäßig groß. Wir hatten gleich neben dem Kinderblock unsere Baracke gehabt und die Männer waren eben woanders. Kurz und gut, wir haben uns wirklich nicht ein einziges Mal seit dem Transport getroffen und gesehen. Und an diesem Tag, als dann nachts der Appell war, kam er überraschend nachmittags in den Kinderblock zu mir und machte so eine besondere Geste - mit der Hand über mein Gesicht streichend - und fragt: ‚Liesel, wie geht's Dir?‘. Ich antwortete: ‚Naja, es geht.‘, ihm ginge es gut. Er war Blockältester, das heißt, er hatte sich ums Essen zu kümmern, es zuzuteilen und auf die Ordnung im Männerblock zu achten. Ich wusste, dass er auf Block 8 Blockältester ist. Wir stehen immer noch im nächtlichen Appell. Und plötzlich kam diese stille Post, „es ist jemand abgehauen“. Wie gesagt, immer wieder wurde durchgezählt. Ja also, jemand ist abgehauen. Keiner wusste, wer, was, nichts. Nach einer Weile kam die nächste Nachricht: Es sei der Blockälteste von Block 8. Und da wusste ich, dass war er. Es war also eine wortlose und stille Verabschiedung. Zu diesem Zeitpunkt also - nach praktisch drei Monaten - hatten wir uns das erste Mal wieder gesehen.

Wir sind alle so gestanden, die Arme und Hände nah am Körper, in angespannter Haltung. Zwei Tage haben wir nichts zu essen ge-

kriegt. Und es ist ihm wirklich gelungen, zu flüchten. Er ist mit noch einem - man hat damals ‚Volksdeutscher‘ zu diesen Leuten gesagt, er war ein volksdeutscher Rumäne. Mit dem ist er - in einer SS-Uniform diesmal - durch die Lappen gegangen. Ja, man hat ihn nicht erwischt, Gott sei Dank.

Der Rumäne jedoch hatte sich im Lager in ein Mädchen verliebt und ist deshalb wohl dann nach drei Tagen zurückgekommen. Das war natürlich eine irrsinnige Dummheit von ihm. Erstens hat man die Flüchtigen gesucht und zweitens hatte er ein Merkmal, das unübersehbar war. Er hatte eine sogenannte Hasenscharte. Man hat ihn sofort niedergeknallt. Den Slavik aber hat man nicht erwischt, ihm ist es gelungen, unterzutauchen.

Zurück zu Fredy Hirsch, ungefähr nach einem halben Jahr gibt es plötzlich einen überraschenden und besonderen ‚Aufruf zur Arbeit‘. Niemand hatte mehr daran geglaubt, Auschwitz noch einmal verlassen zu können und jetzt sollte ein erster Arbeitstransport nach Heidebreck gehen - mit Fredy Hirsch.

Die SS kam und wollte ihn jedoch herausreklamieren. Irgendwie waren die daran interessiert, dass er nicht mit auf den Arbeitstransport geht. Er war ja auch für sie wichtig - ich würde nicht gerade sagen, dass er ein Verlässlicher für sie war, aber sein Wort hat auch für sie Geltung gehabt. Er aber blieb standhaft und versprach seinen Mithäftlingen: ‚Nein, wir gehen zusammen zur Arbeit. Ich habe es Euch versprochen, ich bleibe bei Euch!‘

Der Aufruf war natürlich vor allem an jüngere, noch gesunde und kräftigere Menschen gerichtet, die - wenn sie Kinder im Lager hatten - diese Kinder zurücklassen mussten. Die im Lager Zurückbleibenden sollten sich dann um die Kinder kümmern. Das hat natürlich niemand geglaubt. Also haben sich freiwillig nur zwei Frauen für diesen ersten Transport gemeldet und ihre Kinder zurückgelassen. Und bei diesem ersten Transport also sollte Fredy herausreklamiert werden.

Entgegen seiner Zusage ist er wirklich ‚dageblieben‘. In der Nacht wurde es noch irgendwie deutlich, man ahnte es, dass es nur zum Schein ‚zur Arbeit‘ ging. Und er hat uns noch einen Zettel zukommen

lassen, wo drauf geschrieben stand: ‚Ich habe den Deutschen nie getraut, aber durch deren Hand werde ich nicht sterben.‘

Er hatte also irgendwas dabei, das hat er offensichtlich geschluckt. Er ist nicht in die Gaskammer gegangen, er war schon vorher tot.

Nebenan lagen die in Quarantäne, die sozusagen auf den Arbeits-transport sollten. Wir haben das dann gehört, nachts, wie sie geschrien und geweint haben, es war furchtbar.

Und drei Monate später war auch für uns das ‚Heimweh‘ vorbei. Und dann waren wir, also im Juni waren wir dran und haben angesichts der angesprochenen Erfahrung natürlich dann vor Angst gezittert.

Wir hatten zwei Lageraufseher, beide haben Willy geheißen. Der eine war ein Mörder und der nächste Willy war ein Kassenknacker. Wir waren ‚Häftlinge‘ und das waren eigentlich ‚Sträflinge‘, die von den Deutschen eigentlich hätten eingekerkert werden müssen. Wir waren für die - wie soll ich sagen - nichts als Dreck, aber diese Leute hatten über uns die Macht.

Ich muss sagen, dieser Willy hat immer nur gebrüllt und so getan, hat uns aber nie geschlagen, nie. Wirklich. Und er hat sich dort in ein Mädchen verliebt und er konnte ihr aber trotz seiner Macht nicht helfen. Sie ist Malerin, sie lebt. Er hat die ganze Familie, ihre Mutter, ihren Bruder und auch dieses Mädchen in die Küche verfrachtet. Das heißt, sie haben keinen Hunger leiden müssen, ja. Man durfte ja nirgends etwas heraustragen, aber was man einfach runter geschluckt hat, war nicht mehr nachweisbar.

Plötzlich kommt eine Anfrage, in welchem Zustand das Lager sei und er hat über uns die Nachricht weitergegeben, dass wir alle junge und arbeitsfähige Leute seien. Ja und das ist dann nach Berlin gegangen. Und eines Tages kommt also ein Aufruf zur Arbeit und wieder bis zu 40 Jahre. Die Kinder sollten wieder zurück bleiben und wir zur Arbeit. Und dann war wieder der Mengele da, stockbesoffen, ich kann es nicht anders sagen, er konnte kaum stehen. Und wir mussten nackt vor ihm stehen und stellen Sie sich vor, wir waren junge Frauen und er ist so hin und hergewackelt und dann hat dann so mit dem Stock immer hin und her gezeigt (Gestik schwenkende Armbewegung). Und

wir sind glücklicherweise wirklich aus Auschwitz herausgekommen. Wir haben es bis zuletzt nicht geglaubt. Und auch dieser Willy hat es selber nicht glauben wollen. Er ist mit uns bis Hamburg mitgefahren, bis es auch für ihn klar war, außer Gefahr zu sein. Es war ja alles schlimm, aber die Gefahr der Gaskammer - die war ja nur in Auschwitz – die gab es dann nicht mehr. Soviel dazu.

Während des Transports wussten wir nicht, wohin wir kommen. Wir sind jedenfalls wieder in den uns schon bekannten Viehwaggons transportiert worden. Dann blieben wir irgendwo stehen und hatten keine Ahnung gehabt, wo wir sind. Jemand hat dort irgendwie durch einen Ritz gesehen, dass sehr viel Wasser ist. Wir haben irgendwie das Gefühl gehabt, dass es Hamburg sein könnte. Nach einer gewissen Zeit - wir sind dort sehr lange gestanden und hatten keine Uhren, wir hatten nur so irgendwie ein Zeitgefühl. Und dann ist der Zug wieder weitergefahren. Und dann hat man uns, vielleicht nach zwei Stunden - ich weiß es nicht mehr – aus den Waggons rausgetrieben.

Und jetzt muss ich Ihnen etwas erklären - das war auch so eine Praxis unseres Überlebens - wir waren in den Baracken-Stockbetten also sechs. Fünf in einem Bett, das heißt, eine musste immer nebenan. Ansonsten haben wir uns schnell bei jedem Appell und immer wenn was Besonderes los war, zu Fünften hintereinander gestellt. Niemals nebeneinander. Es wurde dann immer gezählt, eins, zwei, drei, Schluss. Und wenn ich nebenan gestanden hätte, wäre ich weg von meiner Partie. Und auch, wenn wir in den Waggon mussten, haben wir uns auch bemüht, immer ganz schnell, zu Fünften hintereinander zu stehen. Und so sind wir auch bis zuletzt zusammen geblieben, für unser Überleben war das sehr wichtig. Als wir dann endlich aus dem Waggon rausgetrieben wurden, fanden wir uns in einem getarnten Wald und in einer getarnten Blockhütte eines getarnten Lagers wieder, also mitten im Wald. Wir stellten plötzlich fest, dass wir nicht alle da sind. Das heißt, es war schon richtig, dass dort - wo wir so lange gestanden haben – wie wir später erfuhren, tatsächlich Hamburg war. Wir hatten gut getippt. Einige Wagons waren dort abgekuppelt worden und sind in Hamburg geblieben. Wir sind weitergefahren.

In diesem uns noch unbekanntem Lager gab es ein sogenanntes Rondell, an dem Franzosen arbeiteten. Dort wurden Granaten gefüllt und dann kamen sie zu uns in den Nebenraum und wir mussten sie dann säubern. Das heißt, wir hatten so eine Schabe, und mit der mussten wir das Gewinde - wir bekamen jeden Tag so ein Krepppapier, so ein kleines Papier - mit dem mussten wir es dann säubern. Wir haben uns natürlich nach Möglichkeit bemüht, einzelne Granaten schadhafte zu entlassen, denn wenn da ein Tropfen von dem heißen Blei hart geworden ist, dann ging die Granate nicht mehr anzuschrauben. Also dort waren wir ein halbes Jahr.“

S. Sommer: „Es kommt dann ein sogenannter Todesmarsch über mehrere 100 Kilometer.“

L. Hermanová: „Ja, 800 Kilometer“

S. Sommer: „Diese 800 Kilometer wären auch eine eigene Erzählung wert. Aus zeitlichen Gründen würde ich ganz gerne jetzt den Ort nach Bergen-Belsen verlegen, wir können leider nicht kontinuierlich fortfahren – maximal ein paar Eindrücke sind möglich. Also im Frühjahr 1945 kommt Frau Hermanová nach Bergen-Belsen. Könntest Du auf Deine Befreiungssituation eingehen?“

L. Hermanová: „Bei diesem Todesmarsch haben wir eine Zwischenstation in Flossenbürg gehabt. Dort waren wir drei Tage. Es war ein Schwabe, der uns da begleitet hat. Ungefähr die Hälfte von uns ist dort angekommen. Auch wir haben es dreimal versucht, uns von diesem Zug abzusetzen, jedes Mal hat uns die Hitlerjugend wieder aufgestöbert.

Also kurz und gut, von Flossenbürg aus sind wir dann von neuem wagoniert worden und es ging – was wir zu diesem Zeitpunkt natürlich nicht wussten - nach Bergen-Belsen. Bergen-Belsen war schon „stockvoll“ und es war schon Typhus da und es war schon eine sehr, sehr schlimme Situation. Es war so Mitte März. Und eines sag ich noch: es wurde wieder zum Appell gepfiffen. Und wir standen Appell und standen und standen, und sind so – was sonst nicht möglich war - zum Erzählen gekommen. Und plötzlich, als wir da standen, war ein

Flugzeug oberhalb, über dem Platz und meine Freundin sagt: ‚Du, das waren die Engländer.‘ Sag ich: ‚Du spinnst!‘. Nach einer Weile kam das Flugzeug zurück und auf dem Bauch des Flugzeugs haben wir wirklich die englische Flagge gesehen. Und dann war es natürlich mit dem Stehen vorbei. Es gab ein riesiges Durcheinander und es hat uns viel zu lange gedauert, bis die Engländer dann auch wirklich auch kamen. Dann haben wir festgestellt, dass wir solange blödsinnig - *ja blödsinnig* - wir hatten das ja nicht geahnt - da gestanden hatten. Die Deutschen, die SS und die Aufseher und die da waren, haben natürlich die Zeit für sich genutzt, weil sie wussten, dass wir also alle schön brav Appell stehen. Sie hatten dadurch genügend Zeit, zu verschwinden...

Die Häftlinge, die noch gut bei einander waren - so nehm' ich es an - die waren schon längere Zeit dort. Andere waren vielleicht drei Wochen da, aber jeder Tag war zuviel. Dann endlich wurden die Tore aufgemacht, leider erst nach einiger Zeit. Und wie die das dann gesehen haben, wie es im Lager aussieht, das können sie sich nicht vorstellen. Es war wirklich so, Exkreme in allen Farben. Man konnte nirgends mehr einfach den Fuß hinsetzen, die Leute haben es nicht mehr bis zur Latrine geschafft. Und es war im großen Ausmaß schon Typhus da. Wie die das gesehen haben, die ersten, wie sie die Tore aufgemacht haben, haben sie sie schnell wieder zugemacht, haben die weiße Flagge gehisst und weg waren sie. Es hat dann wieder einen halben Tag gedauert. Kurz und gut, die mussten erst Wasser, Desinfektion und so weiter, alles herbeischaffen. Dann kamen sie nach weiteren vier oder fünf Stunden – oder noch länger - ins Lager, total verummt und Ärmel bis da hinauf (Gestik: bis zur Schulter zeigend) und Mundmasken. Sie kamen nicht richtig ins Lager rein. Mit Schläuchen haben sie erst mal alles weggespült, weggeschwemmt. Und dann hat es wieder einen weiteren Tag gedauert bis endlich jemand wirklich in die Baracken kam. Sie haben dann nur sortiert. Die noch ‚total Gesunden‘ bekamen einen Arzt und der hat nur irgendwelche Anmerkungen gemacht. Dann kam jemand zu mir und ich bekam ein schwarzes Kreuz auf meine Stirn. Da hab ich gesagt: ‚O.k., das ist das Todesurteil.‘ Es war psychologisch wahnsinnig - natürlich - weil ich schon infiziert war.

Aber, wenn Sie das sehen, wie die Toten da rumliegen, und wirklich - außer Exkrementen nur Tote und Sterbende. Ein Haufen von Menschen, die nicht mehr weiterkonnten.

Und dann - wie gesagt - haben die sich also bemüht, die Leute zu sortieren. Wenn ich das auch so hässlich sagen muss, aber es war wirklich so.

Und dann erinnere ich eigentlich nur, dass man mich weggebracht hat und mir alles abgenommen hat. Alles wurde verbrannt. Dann kam ich in eine Dusche, das weiß ich noch. Man hat mich in ein weißes Laken gewickelt, auf eine Trage gegeben und dann war es aus.

Vielleicht nach sechs Wochen oder wann bin ich dann aufgewacht. Da saß ein junger Mann an meinem Bett. Ein junger, bildhübscher junger Mann mit blonden Haaren in blauer Uniform. Man hatte Belgier dort eingesetzt, Medizinstudenten, die sich um uns kümmern mussten. Ich war nach Celle gebracht worden, im gläsernen deutschen Lazarett und dort war ich bis zum 14. Juli. Anfang Mai war der Krieg zu Ende und bis zum 14. Juli war ich in Celle im Lazarett.

Ja und jetzt mach ich es ganz kurz. Wir wurden gefragt, woher wir sind und eines Tages wurden wir also wieder transportiert. Und dann standen wir irrsinnig lange und sind dann endlich nach Prag gekommen. Dort standen Rote-Kreuz-Schwestern und haben uns halt in Empfang genommen und gefragt, ob wir jemanden haben. Und ich hab ihnen gesagt: ‚Ich weiß es nicht, ob aus meiner Familie überhaupt jemand lebt.‘ Und so kam ich wieder in ein Durchgangslager, weil Prag ja ziemlich zentral gelegen ist. Das heißt, es gingen Überlebende aus Österreich, aus Mauthausen und von oben, von unten und von allen Seiten, wieder nach Hause. Also Ungarn gingen runter, Polen gingen wieder hoch, und so weiter... Es war im Juli, das ist die Zeit der Schulferien und so wurden Schulen zur Verfügung gestellt, für diese Leute, die nicht wissen wohin, oder die wieder weitergehen. Zum Beispiel Ungarinnen, die den Weg nachhause nicht ohne Unterbrechung schafften, waren dann für ein bis zwei Tage in diesem Durchgangslager und sind dann erst weiter gegangen. Das hat dann

eine Zeit lang gedauert. Ich war in sehr schlechtem Zustand. Ich hatte Typhus und konnte mich noch gar nicht richtig bewegen. Und dieser Erich, dieser belgische Student, der hat sich sehr um mich gekümmert und hat mich überreden wollen und gesagt: „Du kannst ja noch gar nicht selbständig auf den Beinen stehen. Du kannst dich nicht richtig hinlegen. Was willst du zu Hause machen?“ Die schwedische Regierung - ich weiß nicht, ob es Ihnen bekannt ist - die schwedische Regierung hat damals für uns eine Rehabilitation organisiert und uns ein Angebot gemacht, für ein halbes Jahr nach Malmö zur Erholung zu gehen. Doch ich habe es abgelehnt, blöderweise. Ich wollte unbedingt nach Hause und hatte noch keine Ahnung, dass ich kein zu Hause mehr hatte.“

S. Sommer: „Vielleicht kann man das da mal so stehen lassen - so eingebettet. Frau Hermanová hat dann, als sie einigermaßen wieder arbeitsfähig war, mit aus dem Osten kommenden Überlebenden gearbeitet...“

L. Hermanová: „Aus Polen.“

S. Sommer: „Ja, aus dem Osten und sie ist dadurch zur Krankenpflege gekommen.“

L. Hermanová: „Fünf Jahre lang.“

S. Sommer: „Frau Hermanová hat etwas später einen Arzt geheiratet, der ebenfalls einziger Überlebender war. Sie hat einen Sohn und eine Tochter geboren und ist inzwischen auch Großmutter.“

L. Hermanová: „Mein Mann war verheiratet und hatte ein dreijähriges Mädchen, das mit der Mutter zusammen in die Gaskammer gehen musste. Das heißt, es war gar nicht so einfach für meinen Mann nach dieser Tragödie wieder eine neue Familie aufzubauen. Ich weiß nicht, wie ich es sagen soll. Unglücklicherweise, oder der Zufall wollte es so, dass mein erstes Kind auch wieder ein Mädchen war und das war für ihn sehr, sehr schwierig.“

S. Sommer: „Und ich bitte nun darum, dass – wenn es geht - wir das mal so stehen lassen und dafür die Möglichkeiten nutzen, Fragen zu stellen - was auch immer Ihr fragen möchtet.“

L. Hermanová: „Ich möchte trotzdem noch ergänzen, dass es damals sehr, sehr schwierig war. Es sind Sachen, die Sie sich überhaupt nicht vorstellen können. Wir konnten nicht heiraten. Mein Mann war nicht ledig, er war nicht verheiratet, er war nicht verwitwet und er war nicht geschieden. Die damaligen Gesetze waren einfach so und konnten den neuen Zustand nicht erfassen. Er konnte nichts nachweisen. Man hat aber von ihm verlangt, es nachzuweisen, dass seine Frau in die Gaskammer gekommen ist. Das ging nicht nachzuweisen. Man hat ihm gesagt, sie könne vielleicht noch irgendwo sein oder nach fünf Jahren vielleicht wieder auftauchen. Ich habe dann eine Frau, die auch keine Angehörigen mehr hatte, als Mitbewohnerin in mein Zimmerchen genommen. Heute kann ich es sagen, sie lebt nicht mehr, leider. Sie hat einen Meineid geleistet, indem sie behauptete, dass sie es gesehen habe, dass seine Frau in die Gaskammer gekommen ist. Das sind Situationen, die kaum vorstellbar sind. So bitte, wenn sie Fragen haben?“

Teilnehmer: „...nachdem Sie in Hamburg gestanden haben - in den Waggon, zu welchem Ort sind sie dann gekommen?“

S. Sommer: „Ein Teil der Waggon wurde abgekoppelt und dann tatsächlich nach Hamburg gebracht. Der andere Teil wurde nach Süden - nach Christianstadt, einem Außenlager des KZ Groß-Rosen - transportiert. Diese Region könnte Euch durch den Film „Schindlers Liste“ bekannt sein.“

Teilnehmer: „Und da ist dann der Todesmarsch losgegangen?“

L. Hermanová: „Der Todesmarsch ging von Christianstadt über die gewesene DDR. Wir zogen über Weißwasser. Wir waren zum Beispiel in der Nacht, als Dresden brannte - das werde ich nie im Leben vergessen – in der Nacht vom 12. zum 13. Februar, da waren wir der Nähe von Dresden, bei Pirna.“

Ein Volkssturmmann - ein Schwabe - der uns begleitete, hatte selber die Nase vom Laufen voll. Er war vielleicht 62 bis 63 Jahre alt, oder noch älter. Er musste uns bewachen und immer irgendwo bei einem Bauern betteln, dass man uns irgendwo auf dem Heuboden oder in einer Scheune oder sonst wo übernachten lässt. Und als nun Dresden brannte, waren diese natürlich alle irrsinnig sauer. Sie haben dann wohl endlich begriffen, dass das Kriegsende nahe ist. Bis zuletzt waren sie ja wohl alle überzeugt, gut, man hat sie auch angelogen - wie soll ich das sagen - dass die deutsche Armee immerfort siegreich sei. Aber als Dresden nun in Flammen stand, haben wohl auch die letzten Begeisterten endlich begriffen, dass sie wahrscheinlich nicht so sehr siegreich ist. Uns wollte nun niemand in seiner Nähe haben, so dass wir immer noch weiter gelaufen sind, wieder bis ins nächste Dorf und wieder weitergejagt und dann wurde es auch schon wieder dunkel. Irgendwo bei Pirna hat uns dann jemand aufgenommen. Wir gingen in eine Scheune. Eigentlich war das nicht mal eine Scheune, nur so ein Gebäude am Dorfrand. In dieser Nacht - eine schwangere Frau war bei uns, die auch gewusst hat, dass sie schwanger ist - in dieser Nacht dort, als Dresden lichterloh brannte - ist ein Junge zur Welt gekommen. Das sind Sachen, die man sich wirklich heute kaum noch vorstellen kann...

Der Junge hat überlebt, ist gesund und lebt heute in Kalifornien. Was soll man da sagen. Der Mann, dieser Schwabe, der uns begleitet hat, hat das gar nicht mitbekommen, dass wir eine schwangere Frau unter uns hatten.

Es gibt da so ein Buch, das für sie vielleicht interessant ist. Wir mussten jeden Tag Appell stehen. Dreimal oder viermal am Tag kam die Lagerführerin und hat sich vor uns hingestellt und gesagt: ‚Wir wissen, dass unter Euch schwangere Frauen sind und ich möchte Ihnen sagen, melden Sie sich. Sie kommen in ein Wöchnerinnenheim und es wird Ihnen dort gut gehen.‘ Und so weiter. Eine Frau hat es getan, sie hat natürlich nie mehr das Licht des Lebens gesehen.

Und unsere Anna, da haben wir immer geguckt, dass wir sie so irgendwie in die Mitte reinkriegen, damit sie weder vorne noch hinten steht, denn manchmal sind die SSler so rund herumgegangen, rund um den Appellplatz. Eines Tages hat sie dann die Nerven verloren, man braucht sich darüber überhaupt nicht zu wundern und ist in der

Frühe vor dem Appell zur Lagerführerin gegangen, um sich bei ihr zu melden. Sie kam dann dort an die Tür und hat geklopft und zum Glück war sie verschlossen. Sie hat es uns dann gesagt, dass sie sich melden wollte und dass die Lagerführerin nicht da gewesen sei. Wir haben dann wahnsinnig mit ihr geschimpft und haben gesagt: ‚Du bist verrückt und wehe Dir. Das war ein Wink Gottes, dass sie nicht da war. Das darfst Du nie wieder tun.‘ Und sie hat es auch nie mehr getan. Sie hat tapfer den Todesmarsch mitgemacht.

Am vorletzten Tag mussten wir auf einen Heuboden und sie war halt nicht mehr so beweglich und ist von der Leiter gestürzt. Es hat zu bluten begonnen. Nebenan auf diesem Bauernhof waren Franzosen, die als Häftlinge dort arbeiten mussten. Unsere Anna hat sie angesprochen und von ihrer Situation berichtet. Die haben ihr sofort Schokolade und irgendwelche Lappen geschickt. Und sie ist tapfer den nächsten Tag wieder weitermarschiert. Den nächsten Tag waren wir dann – wie schon gesagt - bei Dresden. Wahrscheinlich war sie auch schon sehr erschöpft, und so ist das Kind dann zur Welt gekommen - in diesen Lappen, die uns diese Franzosen einen Tag zuvor gegeben hatten. Es gab da ein Mädels unter uns, das sehr schlagfertig war. Wir waren eingeschlossen, von außen in dieser Scheune eingeschlossen. Und in der Früh, als nun dieser Schwabe kam und die Scheune aufmachte, stand diese Hella da und hat so eine Babuschka im Arm, so in den Lappen eingewickelt gehabt - wir hatten ja sonst wirklich nichts für das Kind, wirklich nichts. Und sie hat den Kleinen so im Arm gehabt und sich vor ihm hingestellt und hat gesagt: ‚Melde gehorsamst, ein Mann im Lager.‘ Der war total fertig. Ruckzuck hat er die Scheune wieder zu gemacht, von außen wieder abgeschlossen und weg war er. Nach einer halben Stunde kam er zurück, hat gesagt: ‚Die Frau mit dem Kind bleibt da.‘ Naja, jetzt haben wir gewusst, das Kriegsende nähert sich und es muss irgendwie zu Ende gehen. Es gab nun ein Mädchen unter uns - ein bildhübsches Mädchen. Es war auch trotz der Sträflingskleidung, trotz Hunger und der Verwahrlosung ein sehr schönes Mädchen. Wir hatten ja tagelang keine Möglichkeit, uns irgendwie ordentlich zu waschen und so weiter. Und diese Inka hat gesagt: ‚Nein, ich lass sie nicht allein. Ich bleib bei ihr.‘ Denn zwei Frauen wegzuschaffen, ist nicht mehr so einfach wie eine. Und sie hat dann gesagt: ‚Das ist meine Schwester und ich verlasse

sie nicht.' Und sie hat gesagt: ‚Ob's gut oder schlecht geht, egal.' Und sie hat gewusst, dass sie hübsch ist, dass sie wirklich eine attraktive Frau ist.

Wir mussten dann antreten und haben schmutziges Wasser als Tee gekriegt. Wir haben dann natürlich versucht, unseren Weitermarsch hinauszuzögern. Wir wollten wissen, was mit ihr wird, wie es mit ihr weitergeht. Er hat nur gesagt, es wird eine Rote-Kreuz-Schwester kommen und sie in ein Heim bringen. Wir waren jedoch nicht sicher und wussten nicht genau angesichts der unsicheren Kriegssituation, ob sie wirklich in ein Heim kommt, oder ob sie es noch schaffen, sie irgendwie zu liquidieren. Wir erhielten nochmals die Zusicherung, mussten dann schon wieder antreten und weiterlaufen und tatsächlich, da kam wirklich in Schwestertracht eine Nonne auf dem Fahrrad daher. Hinten auf dem Gepäckträger hatte sie so ein kleines Köfcherchen und dort war ein rotes Kreuz drauf. Wir waren dann irgendwie beruhigt, dass sich also irgendjemand um sie kümmern wird.

Und wir sind halt weitermarschiert. Über den ganzen tschechischen Gebirgshang, nachher über das ganze Sudetengebiet. Man hat uns, wo es ging, nicht durch die Strassen getrieben. Die Bewacher wollten nicht, dass die Bevölkerung uns sieht. Wir liefen in holländischen Pantoffeln. Als wir dann bei Dresden auf die tschechische Seite kamen, konnte ich nicht mehr laufen. Es war März, Anfang März und überall im Wald lag noch Schnee. Und an diesen Holzpantoffeln hat sich der Schnee angeklebt und es ging über Wurzeln, Gestein und so weiter. Wir waren es ja nicht gewöhnt, in diesen Schuhen zu laufen, wir können es nicht, in diesen Schuhen laufen. Es war sehr schwierig. Und wie gesagt, wir sind da von Dresden runtergekommen, den ganzen Gebirgshang, über Karlsbad, Marienbad und endlich in Flossenbürg angekommen.“

Teilnehmer: „Und wie hat denn die Bevölkerung reagiert, an denen sie vorbeigelaufen sind?“

L. Hermanová: „Ich habe es Ihnen ja gesagt, man hat uns womöglich nicht durchs das Dorf und durch die Städte gejagt, sondern meistens irgendwie am Randgebiet, womöglich durch den Wald, weil uns niemand – aus welchen Gründen auch immer – sehen sollte.“

Teilnehmer: „Und wenn es doch mal durch die Stadt ging, wie war die Reaktion von den Leuten?“

L. Hermanová: „Ja, es ging auch mal durch Orte. Ja, die Leute haben geguckt, haben aus dem Fenster geguckt. Einmal ist es sogar passiert, dass jemand uns Kartoffeln aus dem Fenster geworfen hat. Aber das durften sie ja nicht und schienen auch Angst gehabt zu haben, die Leute.“

S. Sommer: „Es war auch wohl eine chaotische Gesamtsituation.“

L. Hermanová: „Und dann - wissen Sie - wir hatten Sträflingskleider an. Die Leute haben ja auch zum Teil gar nicht gewusst, wer wir sind, was wir sind, warum wir so herumlaufen. Für sie sind es eben Sträflinge, die haben was getan, ja, solchen Leuten hilft man nicht. Ein einziges Mal haben sie uns Kartoffeln aus dem Fenster geworfen.“

S. Sommer: „Ich möchte vorschlagen, wegen der vorangeschrittenen Zeit an dieser Stelle Schluss zu machen. Wir haben eine ‚Kennlern-Situation‘ gehabt. Wir haben ein Stück Ahnung bekommen. Es bräuchte eigentlich viel mehr Zeit, das ist gar keine Frage.

Vielleicht zum Abschluss noch eine Anmerkung zu Deinem Sohn, Liesel. Er ist – soweit ich darüber etwas weiß - sehr an Deiner Geschichte interessiert und möchte so viel als möglich darüber wissen. Er scheint froh zu sein, dass seine Mutter darüber spricht und darüber berichten kann. Die Tochter scheint weniger Bereitschaft zum Zuhören zu haben, scheint weniger zu verstehen, warum die Mutter immer noch über diese bedrückenden Erfahrungen redet. Es war doch wirklich eine schlimme Zeit und wieso auch sie auch mit den Deutschen redet.“

L. Hermanová: „Das vielleicht nicht so sehr, aber das ich mich immer noch damit beschäftige, zum Beispiel, diese fünf Mädchen - die wir waren - leben alle noch. Eine aus dieser Gruppe ist leider vor drei Jahren gestorben, eigenartigerweise unsere Jüngste. Es waren zwei

Schwestern, die zusammen waren und zusammen geblieben sind und ja, die fünf Jahre jüngere Schwester ist vor ungefähr drei Jahren an Magenkrebs verstorben. Aber ansonsten leben alle noch und wir treffen uns gemeinsam jeden Monat in Prag. Die, die wir überlebt haben und in Christianstadt gearbeitet haben. Es besteht eine so enge Bindung und Beziehung zwischen uns und das ist zum Beispiel auch für meine Tochter unverständlich, dass wir uns immer noch treffen. Da sag ich: ‚Du, wir reden nicht mehr übers Konzentrationslager.‘ Wir haben auch noch viele andere Interessen und das schmiedet halt sehr zusammen, so eine schwierige Zeit. Und wissen Sie, es war nicht nur, dass wir also in Natur eigentlich nackt waren, ich möchte es jetzt symbolisch sagen, in dieser Zeit, da bleibt wirklich nur der Charakter sichtbar, da ist alles andere weg und wenn sich in so einer schwierigen Zeit ein Mensch bewährt und von dem wenigen, was er hat, dem anderen noch was geben kann, ein Stückchen Brot oder auch einen Schluck Tee. Damit Ihnen das richtig klar wird, dieser Tee, das war irgendwie nur schwarzes Wasser, wirklich, es war aus irgendwelchen Gräsern, aber das war kein Tee. Und diese Suppe, einmal am Tag hatten wir diese Zuckerrübensuppe und wer dann etwas Glück hatte, hatte ein paar in Würfel geschnittene Zuckerrüben darin. Eigentlich konnte man damit nicht lange überleben.“

S. Sommer: „So, ich fände es jetzt noch ganz schön, wenn Ihr noch etwas sagen möchtet zur Verabschiedung. Unsere Zeit ist leider vorbei. Frau Hermanová hat einiges erzählt, aber es sollte auch noch möglich sein, für sie eine Anmerkung zu machen!“

L. Hermanová: „Denken sie darüber nach, was Ihnen vielleicht unklar war. Dadurch, dass ich das erlebt hab, kann es passieren, dass ich mich nicht genügend klar ausgedrückt habe.“

Teilnehmer: „Für mich hat sich jetzt noch einmal die große Frage gestellt, ob man bei so krassen Erlebnissen irgendwann zu dem Punkt kommt, wo man sagt: ‚Ich hab diese Erfahrungen verarbeitet, ich hab sie abgeschlossen für mich. Kann man irgendwann sagen: Jetzt ist es vorbei?‘“

L. Hermanová: „Na! Es ist vorbei, aber vergessen kann man das nicht. Wissen Sie, ich kann da nicht aus meiner Haut heraus. Da sind immer wieder Momente, das sitzt irgendwie da. Ich schaffe es einfach bis heute nicht, Essen in die Mülltonne zu werfen. Und das hängt auch damit zusammen. Ich seh' das bei meiner Tochter und ich seh' das überall woanders, aber wenn ich die Mülltonne aufmache und den Abfall halt hineintu'. Ich sehe dann, was da in der Mülltonne liegt. Und andere können das wohl gut wegwerfen und sehen - auch meine Kinder schon – ich leider nicht, ich schaffe das bis heute nicht.“

S. Sommer: „Zwei Beispiele noch zur Situation von Frau Hermanová: es gibt Trauer und Enttäuschung darüber, dass die Aufklärung über die NS-Zeit in Deutschland viel umfassender geschieht, als in ihrer Heimat, in der Tschechischen Republik. Dort wird weniger über diese Zeit und diese Geschehnisse gesprochen.“

Eine zweite Sache: Ihr erinnert Euch, dass im vorigen Jahr in Polen und Tschechien Überflutungen waren - hier ja auch. Plötzlich musste Frau Hermanová mitten in der Nacht aus dem elften Stockwerk das Haus verlassen. Die ganze Umgebung stand unter Wasser, auch der Strom war weg. Mitten in der Nacht musste sie im Dunkeln diese elf Stockwerke die Treppe herunter, um evakuiert zu werden.“

L. Hermanová: „Die Elektrizität war nämlich plötzlich weg, das heißt, es ging kein Licht und nichts.“

S. Sommer: „Und diese Situation, in kurzer Zeit nur eine Tasche mitnehmen zu dürfen und das Haus zu verlassen, hat alles wieder belebt und hat einiges ausgelöst.“

L. Hermanová: „Das war ganz schlimm. Das habe ich mir selbst überhaupt gar nicht vorgestellt oder es ist mir gar nicht zu Bewusstsein gekommen. In diesem Moment war gar nichts, aber nachher - nach einer Woche bin ich erst wieder in meine Wohnung gekommen - musste ich noch dreimal meinen Wohnort wechseln, weil da immer wieder Wasser kam. Doch nachher hatte ich schreckliche Probleme und da war ich wirklich total am Boden. Da ist mir das alles wieder in die Erinnerung gekommen...“

Innerhalb von zwei Tagen kam das Hochwasser und es ging so schnell, dass ich zu tun hatte, überhaupt aus dem Haus zu kommen. Hals über Kopf, mit offenen Schuhen und überall Wasser, ja, es war ja im August. Und nichts einpacken können, nur Nachtwäsche, ein Handtuch und das Allernotwendigste. Und nachher kam so die Erinnerung und da habe ich gehofft, dass das nie mehr wieder passiert, wirklich, nur mit der Tasche, in der eigentlich nichts drin war, weglaufen zu müssen, alles stehen und liegen zu lassen, abermals.

Denn als ich von Prag weggegangen bin, da kamen zwei SS-Männer und haben sich so mit gespreizten Beinen so hingestellt. Da hat der eine sich so umgesehen, hat er so gemacht (Gestik auf die Armbanduhr schauend): ‚Ja jetzt ist es dreiviertel zehn, viertel vor 10. Um 12 Uhr ist die Wohnung von Ihnen, *von Ihnen* geräumt und alles bleibt an Ort und Stelle.‘ Und in dem Moment kam das alles wieder.

Wie gesagt, ich versuche - und ich denke, es ist mir auch ganz gut gelungen - die ganzen Jahre heil zu leben, aber irgendwie sitzt das dahinten drin. Und deshalb ist es für mich sehr schwierig - und ich glaube, das ist wichtig, dass ich das noch sage, gerade Ihnen, den jungen Leuten - wenn dann von höchster Stelle immer dieser Satz kommt. Dann krieg ich Gänsehaut, was Sie vielleicht begreifen: ‚Ja, man müsste endlich einmal einen Strich drunter machen können.‘ Ich kann aber keinen Strich drunter machen. Ich kann einfach nicht aus meiner Haut raus. Ja, ich habe keine Rachegefühle, ich hab keinen Hass und ich kann normal mit allen Leuten reden, aber ich kann das nicht vergessen. Ich weiß nicht, ob Sie das verstehen können. Aber so ein Erlebnis kann ich einfach nicht vergessen. Es ist nicht ständig präsent, ja, aber wie gesagt, in so einem Moment war es plötzlich wieder da.“